

JANET EVANOVICH
Zweimal ist einmal zuviel

Autorin

Janet Evanovich, die unangefochtene amerikanische Meisterin turbulenter Komödien, stammt aus South River, New Jersey, und lebt heute in New Hampshire. Inzwischen hat sie bereits vierzehn Stephanie-Plum-Romane veröffentlicht und schreibt bereits an einem weiteren. Die Autorin wurde von der Crime Writers Association mit dem »Last Laugh Award« und dem »Silver Dagger« ausgezeichnet. Bereits zweimal erhielt sie den Krimipreis des Verbands der unabhängigen Buchhändler in den USA. Weitere Informationen zur Autorin und ihren Romanen finden Sie unter www.janetevanovich.de und www.evanovich.com.

Von Janet Evanovich außerdem bei Goldmann lieferbar:

Die Stephanie-Plum-Romane in chronologischer Reihenfolge:

Einmal ist keinmal (42877) · Zweimal ist einmal zuviel (42878) · Eins, zwei, drei und du bist frei (44581) · Aller guten Dinge sind vier (44679) · Vier Morde und ein Hochzeitsfest (54135) · Tödliche Versuchung (54154) · Mitten ins Herz (45628) · Heiße Beute (45831) · Der Winterwundermann (Klappenbroschur, 54670) · Reine Glückssache (46327) · Kusswechsel (46433) · Die Chaos Queen (46803) · Kalt erwischt (46808) · Ein echter Schatz (46927) · Kuss mit lustig (Klappenbroschur, 54667)

Janet Evanovich & Charlotte Hughes:

Liebe für Anfänger. Roman (45731) · Kussfest. Ein Jamie-Swift-Roman (45905) · Liebe mit Schuss. Ein Jamie-Swift-Roman (46094) · Total verschossen. Ein Jamie-Swift-Roman (46166) · Jeder Kuss ein Treffer. Roman (46565) · Volle Kanne. Roman (46832)

Außerdem lieferbar:

Gib Gummi, Baby. Roman (46167) · Liebe über Bord. Roman (46168) · Cheers, Baby (46831)

Janet Evanovich

Zweimal
ist einmal zuviel

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Regina Rawlinson
und Anna Seifert

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»Two for the Dough«
bei Macmillan, London



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

8. Auflage

Taschenbuchausgabe 5/99

Copyright © der Originalausgabe 1996 by Janet Evanovich

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Natascha Römer

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

AB · Herstellung: Str.

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-42878-6

www.goldmann-verlag.de

Für Alex und Peter

Weil sie immer mehr Glauben
als gesunden Menschenverstand hatten
– und immer aufgepaßt haben,
niemandes Traum zu zerstören.

Nur der im Mondlicht glitzernde Ohrring verriet mir, daß Ranger an meiner Seite war. Ansonsten war alles an ihm schwarz wie die Nacht, das T-Shirt, die kugelsichere Weste, seine zurückgekämmten Haare und die 9-Millimeter Glock. Sogar seine Haut schien eine Nuance dunkler als gewöhnlich. Ricardo Carlos Manoso, das kubanisch-amerikanische Chamäleon.

Als blauäugiges, hellhäutiges Produkt einer ungarisch-italienischen Verbindung war ich bei nächtlichen Einsätzen längst nicht so gut getarnt wie er.

Es war Ende Oktober, und Trenton erfreute sich eines der letzten warmen Tage. Ranger und ich kauerten an der Ecke Paterson Street und Wycliff hinter einem Hortensienbusch, aber wir erfreuten uns weder des milden Herbstabends, noch unserer gegenseitigen Gesellschaft; wir waren über gar nichts erfreut. Wir hockten schon seit drei Stunden hier, und langsam verging uns der Spaß.

Wir hatten den heißen Tip bekommen, daß Kenny Mancuso seiner Freundin Julia Cenetta einen Besuch abstatten wollte, deshalb überwachten wir das schindelverkleidete kleine Haus in der Paterson Street 5023. Kenny Mancuso war vor kurzem verhaftet worden, weil er einen Tankwart, der früher sein bester Freund gewesen war, ins Knie geschossen hatte.

Mancuso hatte sich durch das Kautionsbüro Vincent Plum auslösen lassen und dadurch seine Rückkehr in den Schoß der ehrbaren Gesellschaft bewerkstelligt. Nach der Entlassung war

er sofort verschwunden und hatte sich auch drei Tage später bei der Vorverhandlung nicht blicken lassen. Das gefiel Vincent Plum ganz und gar nicht.

Ich sah das aus purem Eigennutz etwas anders, denn wenn Vincent Plum Probleme hatte, war das zu meinem Vorteil. Vincent ist nämlich mein Vetter und gleichzeitig mein Arbeitgeber. Ich arbeite als Kopfgeldjägerin für ihn, und wenn der lange Arm des Gesetzes einmal nicht lang genug ist, helfe ich etwas nach. Von den fünfzigtausend Dollar Kautions würden zehn Prozent für mich abfallen. Ein Teil davon stand Ranger für tatkräftige Unterstützung bei Kennys Überwältigung zu, mit dem Rest wollte ich den Kredit für mein Auto abbezahlen.

Ranger und ich arbeiteten gelegentlich zusammen. Er war ein Kopfgeldjäger der Spitzenklasse. Ich hatte ihn angerufen, weil ich immer noch Anfängerin war und jede erdenkliche Hilfe gebrauchen konnte. Daß er sich überhaupt mit mir abgab, hatte ich nur seiner Gutmütigkeit zu verdanken.

»Ich glaube, da tut sich nichts mehr«, sagte Ranger.

Da der Plan von mir war, wollte ich mich rechtfertigen. »Ich habe heute morgen mit Julia geredet und ihr erklärt, daß man sie als Komplizin drankriegen könnte.«

»Und damit hast du sie dazu gebracht, dir zu helfen?«

»Nicht ganz. Erst als ich ihr erzählt habe, daß Kenny sich vor der Schießerei ab und zu mit Denise Barkolowski getroffen hat.«

Ranger grinste. »Das mit Denise war gelogen?«

»Natürlich.«

»Alle Achtung.«

Ich machte mir wegen der Lüge keine Vorwürfe, Julia hatte sowieso etwas Besseres verdient als diesen miesen Kriminellen.

»Sieht so aus, als ob sie es sich doch noch mal überlegt und Kenny einen Wink gegeben hätte. Hast du rausbekommen, wo er wohnt?«

»Er hat keine feste Bleibe. Julia hat nicht mal eine Telefonnummer, unter der sie ihn erreichen kann. Sie sagt, er ist sehr vorsichtig.«

»Hat er zum ersten Mal Streß mit der Polizei?«

»Ja.«

»Dann wird er wohl Schiß vor dem Knast haben. Der macht sich ins Hemd, daß ihm die schweren Jungs an die Wäsche wollen.«

Als sich ein Pickup näherte, hielten wir wieder den Mund. Es war ein nagelneuer dunkler Toyota mit gesonderter Antenne für das Autotelefon. Er bog in die Einfahrt. Der Fahrer stieg aus und ging zur Haustür. Wir konnten ihn nur von hinten sehen, und die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig.

»Was meinst du, ist er das?« fragte Ranger. »Ist das Mancuso?«

Ich war mir nicht sicher. Gewicht und Größe des Mannes stimmten. Mancuso war sechsundzwanzig Jahre alt, eins achtzig groß, fünfundachtzig Kilo schwer und hatte braune Haare. Er war erst vor vier Monaten aus der Armee entlassen worden und körperlich topfit. Ich hatte im Kautionsbüro einige Fotos von ihm bekommen, aber aus dieser Entfernung nützten sie mir rein gar nichts.

»Kann sein, aber ohne sein Gesicht zu sehen, kann ich es nicht beschwören«, sagte ich.

Die Tür ging auf, der Mann verschwand im Haus, und die Tür schlug wieder zu.

»Wir könnten anklopfen und uns höflich erkundigen, ob er unser Mann ist«, schlug Ranger vor.

Ich nickte zustimmend. »Könnte funktionieren.«

Wir standen auf und rückten unsere Waffen zurecht.

Ich trug dunkle Jeans, einen schwarzen Rollkragenpullover, eine dunkelblaue, kugelsichere Weste und rote Turnschuhe. Meine halblangen braunen Locken hatte ich zum Pferdeschwanz

gebunden und unter eine navyblaue Baseballkappe gesteckt. Die fünfchüssige 38er Smith & Wesson Special steckte in einem Hüftholster aus schwarzem Nylon, die Handschellen und das Tränengas hatte ich hinten in den Gürtel geschoben.

Wir liefen durch den Vorgarten, und Ranger klopfte mit seiner überdimensionalen Taschenlampe an die Eingangstür. Die Lampe eignete sich, laut Ranger, unter anderem vorzüglich dazu, jemandem eins überzubraten. Zum Glück hatte ich noch keinen solchen Einsatz miterleben müssen. Spätestens seit ich mitten in *Reservoir Dogs* in Ohnmacht gefallen war, gab ich mich hinsichtlich meiner Tauglichkeit beim Anblick von Blutorgien keinen Illusionen mehr hin. Sollte Ranger sich jemals dazu gezwungen sehen, jemandem in meiner Gegenwart mit der Taschenlampe den Schädel spalten zu müssen, würde ich die Augen ganz fest zumachen... und mir anschließend vielleicht einen neuen Job suchen.

Als niemand öffnete, trat ich zur Seite und zog den Revolver. Theoretisch kann man seinem Partner in dieser Position Rückendeckung geben. In meinem Fall war es allerdings eher eine leere Geste. Ich ging zwar brav zum Schießstand und übte, war aber, um ehrlich zu sein, eine technische Niete. Meiner Angst vor Revolvern war rational nicht beizukommen, und die meiste Zeit vermied ich es, meinen kleinen S & W zu laden, damit ich mir nicht versehentlich die Zehen abballerte. Ich habe erst ein einziges Mal auf jemanden schießen müssen, und damals war ich so nervös, daß ich abdrückte, bevor ich den Revolver aus der Handtasche geholt hatte. Ich war nicht erpicht darauf, so etwas noch einmal zu erleben.

Ranger hämmerte gegen die Tür. »Kautionsdetektiv«, rief er. »Aufmachen.«

Endlich reagierte jemand. Die Tür wurde geöffnet, allerdings nicht von Julia Cenetta oder Kenny Mancuso, sondern von Joe

Morelli, einem Zivilbeamten der Trentoner Polizei. Im ersten Augenblick waren wir alle so überrascht, daß keiner einen Ton herausbrachte.

»Gehört der Pickup in der Einfahrt Ihnen?« fragte Ranger schließlich.

»Ja«, sagte Morelli. »Ich habe ihn gerade erst gekauft.«

Ranger nickte. »Schöner Wagen.«

Morelli und ich stammten aus demselben Trentoner Viertel, wo man betrunkene Obdachlose noch Penner nannte und nur Waschlappen ihren Ölwechsel in der Werkstatt machen ließen. Nachdem Morelli meine Naivität in der Vergangenheit schamlos ausgenutzt hatte, war es mir kürzlich gelungen, es ihm heimzuzahlen. Nun waren wir zwar quitt, wußten aber nicht mehr so recht, wie wir zueinander standen.

Julia kam hinter Morelli zum Vorschein.

»Was ist los?« fragte ich sie. »Wollte Kenny nicht heute abend vorbeikommen?«

»Ja, schon«, antwortete sie. »Aber auf den war noch nie Verlaß.«

»Hat er angerufen?«

»Nein. Ich habe nichts von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er bei Denise Barkolowski. Warum rennt ihr der nicht die Bude ein?«

Obwohl Ranger keine Miene verzog, wußte ich, daß er sich insgeheim amüsierte. »Ich hau ab«, sagte er. »Ich mische mich nicht gerne in Beziehungsprobleme ein.«

Morelli musterte mich. »Was hast du mit deinen Haaren gemacht?« fragte er.

»Die sind unter der Mütze.«

Er hatte die Hände in den Hosentaschen. »Sehr sexy.«

Morelli fand alles sexy.

»Es ist schon spät«, sagte Julia. »Ich muß morgen arbeiten.«

Ich sah auf die Uhr, es war halb elf. »Sie sagen Bescheid, wenn Sie etwas von Kenny hören?«

»Na klar.«

Morelli kam hinter mir her. Wir gingen zum Wagen und starrten ihn eine Weile gedankenverloren an. Zuletzt hatte er einen Jeep Cherokee gefahren, der von einer Bombe in Stücke gerissen worden war. Zum Glück hatte Morelli nicht darin gesessen, als er in die Luft flog.

»Was führt dich hierher?« fragte ich schließlich.

»Dasselbe wie dich. Ich suche Kenny.«

»Ich wußte nicht, daß du unter die Kopfgeldjäger gegangen bist.«

»Mancusos Mutter ist eine geborene Morelli. Die Familie hat mich gebeten, ihn zu suchen und mit ihm zu reden, bevor er sich noch weiter reinreitet.«

»Dann bist du also mit Kenny Mancuso verwandt?«

»Ich bin mit Gott und der Welt verwandt.«

»Aber nicht mit mir.«

»Ist Julia deine einzige Spur oder hast du noch andere Anhaltspunkte?«

»Nichts Besonderes.«

Er überlegte kurz. »Wir könnten uns doch zusammentun.«

Ich verzog das Gesicht. Bei meiner letzten Zusammenarbeit mit Morelli hatte ich eine Kugel in den Allerwertesten bekommen. »Was bringt mir das?«

»Ich habe einen guten Draht zu Kennys Familie.«

Kenny war vielleicht wirklich so blöd, bei seiner Familie Hilfe zu suchen. »Woher soll ich wissen, daß du mich nicht aufs Kreuz legen willst?« Das war ihm durchaus zuzutrauen.

Morelli hatte ein kantiges Gesicht, das mit zunehmendem Alter noch an Charakter gewann. Eine hauchdünne Narbe zog sich durch seine linke Augenbraue und zeugte von einem Leben

voller Risikobereitschaft. Er war zweiunddreißig, zwei Jahre älter als ich, und alleinstehend. Zudem war er ein wirklich guter Polizist. Über seine Qualitäten als Mensch hatte ich noch kein abschließendes Urteil gefällt.

»Du wirst mir wohl einfach vertrauen müssen«, sagte er und wippte auf den Fersen.

»Das kann ja heiter werden.«

Als Morelli die Tür des Toyota öffnete, schlug uns eine Wolke Neuwagenduft entgegen. Er schwang sich hinter das Lenkrad und ließ den Motor an. »Ich glaube nicht, daß sich Kenny noch so spät hier blicken läßt«, sagte er.

»Ziemlich unwahrscheinlich. Julia wohnt bei ihrer Mutter. Die ist Krankenschwester im St. Francis und müßte in einer halben Stunde vom Nachtdienst kommen. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß Kenny hier antanz, wenn Mami zu Hause ist.«

Morelli nickte noch einmal und fuhr los. Nachdem seine Rücklichter in der Dunkelheit verschwunden waren, ging ich zu meinem Jeep, der an der nächsten Straßenecke parkte. Ich hatte den Wagen gebraucht von Skoogie Krienski gekauft, der als Pizzabote arbeitete, und wenn das Auto warm wurde, roch es nach Teig und Tomatensoße. Außerdem war es ein sogenanntes Wüstenmodell, sandfarben lackiert und somit ungemein praktisch, falls ich mich jemals einem Armeekonvoi anschließen wollte.

Wahrscheinlich würde Kenny wirklich nicht mehr kommen, aber es konnte nicht schaden, noch ein bißchen zu warten. Um nicht gesehen zu werden, klappte ich das Verdeck des Jeeps hoch und drückte mich so tief wie möglich in den Sitz. Hinter dem Hortensienbusch war die Sicht zwar besser gewesen, aber für meine Zwecke ging es auch so. Falls Kenny auftauchte, würde ich sofort mein Handy zücken und Ranger anrufen. Ich war nicht

scharf darauf, einen Typen, der wegen schwerer Körperverletzung gesucht wurde, allein festzunehmen.

Nach zehn Minuten fuhr ein Kleinwagen am Haus der Cennettas vorbei. Ich rutschte noch ein Stück tiefer in meinen Sitz. Einige Minuten später war er wieder da und hielt vor dem Haus. Der Fahrer hupte. Julia Cennetta kam heraus und stieg auf der Beifahrerseite ein.

Erst als sie schon einen halben Häuserblock von mir entfernt waren, ließ ich den Jeep an, aber mit den Scheinwerfern wartete ich noch, bis sie um die Ecke gebogen waren. Wir befanden uns am Rande des Viertels, in dem ich groß geworden war. Es war eine ruhige Wohngegend mit erschwinglichen Einfamilienhäusern. Da es nur wenig Verkehr gab, hielt ich Abstand, um nicht entdeckt zu werden. Wir bogen in die Hamilton Street ein und fuhren in Richtung Osten. Auf dieser etwas befahreneren Straße wagte ich mich ein wenig näher heran. Julia und ihr Freund fuhren schließlich auf den Parkplatz eines Supermarktes und parkten in einer dunklen Ecke.

Zu dieser späten Stunde war der Parkplatz leer, und es gab kein Versteck für eine neugierige Kopfgeldjägerin. Mit ausgeschalteten Scheinwerfern rollte ich ans andere Ende des Platzes. Dann fischte ich mein Fernglas vom Rücksitz und richtete es auf den anderen Wagen.

Als plötzlich jemand an die Fahrertür klopfte, fuhr ich zusammen.

Es war Morelli, der meinen Schreck sichtlich genoß. »Dafür brauchst du ein Nachtsichtgerät«, sagte er freundlich. »So wirst du überhaupt nichts erkennen.«

»Ich habe aber keines. Was hast du eigentlich hier zu suchen?«

»Ich bin dir gefolgt. Ich dachte mir, daß du noch ein bißchen nach Kenny Ausschau halten würdest. Von Polizeiarbeit hast du

zwar keine Ahnung, aber dafür hast du mehr Glück als Verstand und bist so verbissen wie ein Pitbull, der seinen Knochen verteidigt.«

Die Beschreibung war zwar nicht sonderlich schmeichelhaft, dafür aber zutreffend. »Verstehst du dich gut mit Kenny?«

Morelli zuckte mit den Schultern. »Wir sind nicht gerade Busenfreunde.«

»Du hast also keine Lust, ihm guten Tag zu sagen.«

»Wäre doch schade, Julia den Spaß zu verderben, falls es gar nicht Kenny ist.«

Auch ohne Nachtsichtgerät war deutlich zu erkennen, daß der andere Wagen sich auf und ab bewegte. Rhythmisch hervorgestoßene Grunzlaute und spitze Schreie wehten herüber. Die Situation war mir so peinlich, daß ich mich fast auf meinem Sitz gekrümmt hätte.

»Verdammt«, sagte Morelli. »Wenn die nicht aufpassen, ruinieren sie noch die Stoßdämpfer.«

Das Auto hörte auf zu wippen, und die Scheinwerfer gingen an.

»Hoppla«, sagte ich. »Das ging aber schnell.«

Morelli sprang in den Jeep. »Die müssen schon unterwegs losgelegt haben. Schalte die Scheinwerfer erst ein, wenn sie auf der Straße sind.«

»Leichter gesagt als getan, ohne Licht sehe ich nichts.«

»Wir sind auf einem Parkplatz. Hier gibt es nichts zu sehen.«

Ich ließ den Wagen langsam vorrollen.

»Er hängt dich ab«, sagte Morelli. »Nun fahr doch.«

Ich gab etwas mehr Gas, kniff die Augen zusammen und verfluchte Morelli, weil ich bei der Dunkelheit nichts erkennen konnte.

Als er mich einen Feigling nannte, trat ich das Gaspedal bis zum Anschlag durch.

Plötzlich krachte es, der Jeep bäumte sich auf, und ich stieg auf die Bremse. Als wir zum Stehen kamen, sackte das Auto deutlich zur Seite.

Morelli stieg aus, um nachzusehen, was passiert war. »Du hängst auf einer Verkehrsinsel«, sagte er. »Setz ein Stück zurück, dann ist alles in Ordnung.«

Vorsichtig fuhr ich rückwärts von der Insel. Der Wagen zog nach links und ließ sich kaum noch steuern. Während Morelli den Schaden inspizierte, hätte ich mir vor Wut in den Arsch beißen können, weil ich auf ihn gehört hatte.

»Sieht übel aus«, sagte Morelli, der sich durch das offene Fenster zu mir hereinlehnte. »Die Felge ist verbogen. Kennst du einen guten Abschleppdienst?«

»Das hast du mit Absicht gemacht. Du wolltest nicht, daß ich deinen beknackten Vetter festnehme.«

»He, Schätzchen, schieb mir jetzt nicht deine eigenen Fehler in die Schuhe.«

»Du bist ein Dreckskerl, Morelli.«

Er grinste. »Ein bißchen freundlicher bitte, sonst verpasse ich dir eine Verwarnung wegen Gefährdung des Straßenverkehrs.«

Ich holte das Handy aus der Tasche und rief Al an. Er war ein guter Freund von Ranger und betrieb tagsüber eine völlig legale Autowerkstatt. Nachts spritzte er vermutlich gestohlene Autos um. Mir war das egal. Hauptsache, er reparierte meinen Reifen.

Eine Stunde später konnte ich mich auf den Heimweg machen. Es hatte keinen Sinn mehr, jetzt noch nach Kenny Mancuso zu suchen. Der hatte sich längst aus dem Staub gemacht. Unterwegs kaufte ich mir eine Familienpackung Eiscreme, das reinste Gift für die Arterien.

Ich wohnte nur wenige Meilen von meinen Eltern entfernt in einem zweistöckigen Backsteinkasten, an einer belebten Straße mit vielen kleinen Läden. Die Gegend war sauber und ordent-

lich, an unser Grundstück grenzten einfache Einfamilienhäuser.

Meine Wohnung mit Blick auf den Anwohnerparkplatz lag im ersten Stock auf der Rückseite des Hauses. Sie bestand aus einem Schlafzimmer, einem winzigen Bad, einer kleinen Küche und einem Wohnzimmer mit Ebnische. Mein Badezimmer sah aus wie eine Kulisse für *Die Partridge Family*, und aufgrund meiner angespannten Finanzlage konnte man den Rest der Einrichtung als eklektisch bezeichnen, womit auf hochgestochene Weise gesagt wäre, daß nichts zusammenpaßte. Mrs. Bestler aus dem zweiten Stock stand im Korridor, als ich aus dem Aufzug kam. Sie war dreiundachtzig und konnte nachts nicht schlafen, also lief sie im Haus umher, um sich fit zu halten.

»Hallo, Mrs. Bestler«, sagte ich. »Wie geht's?«

»Man will ja nicht klagen. Sieht aus, als hätten Sie heute nacht gearbeitet. Haben Sie ein paar Gangster geschnappt?«

»Nein. Leider nicht.«

»So ein Pech.«

»Vielleicht morgen«, sagte ich, während ich meine Tür aufschloß und in die Wohnung schlüpfte.

Mein Hamster Rex war in seinem Laufrad und rannte so schnell, daß seine rosafarbenen Füßchen nicht mehr klar auszumachen waren. Als ich zur Begrüßung an die Glasscheibe des Käfigs klopfte, blieb er kurz stehen und sah mich mit zitternden Barthaaren und glänzenden schwarzen Augen neugierig an.

»Hi, Rex«, sagte ich.

Rex gab keine Antwort. Er ist eher ein stiller Typ.

Ich warf meine schwarze Tasche auf den Küchentisch und nahm einen Löffel aus der Geschirrschublade. Während ich den Anrufbeantworter abhörte, aß ich mein Eis.

Alle Nachrichten waren von meiner Mutter. Sie wollte morgen ein leckeres Hühnchen in den Ofen schieben, und ich sollte

zum Abendessen kommen. Aber ich sollte mich nicht verspäten, da Betty Szajacks Schwager gestorben war und Grandma Mazur unbedingt um sieben ins Bestattungsinstitut wollte.

Für Grandma Mazur waren die Todesanzeigen so etwas Ähnliches wie ein Veranstaltungskalender. In anderen Vierteln gab es Vereine und Bürgerhäuser. Bei uns gab es Bestattungsinstitute. Wenn es plötzlich keine Toten mehr gegeben hätte, wäre das gesellschaftliche Leben im Viertel vollständig zum Erliegen gekommen.

Ich aß das Eis auf und beförderte den Löffel in die Spülmaschine. Rex bekam noch etwas Futter und eine Weintraube, dann ging ich zu Bett.

Als ich aufwachte, trommelte der Regen an das Schlafzimmerfenster und auf die altmodische schmiedeeiserne Feuertreppe, die mir auch als Balkon diente. Abends, wenn ich mich ins Bett gekuschelt hatte, mochte ich dieses Geräusch, aber morgens konnte ich dem Regen überhaupt nichts abgewinnen.

Ich würde Julia Cenetta noch einmal aufs Dach steigen müssen, um herauszukriegen, wem der Wagen gehörte, mit dem sie abgeholt worden war. Das Telefon klingelte, und ich hob automatisch ab, auch wenn es eigentlich noch etwas früh für einen Anruf war. Mein Wecker zeigte 7.15 Uhr an.

Es war mein Freund Eddie Gazarra, ein Polizist.

»Guten Morgen«, sagte er. »Auf, auf, an die Arbeit.«

»Rufst du mich nur aus alter Freundschaft an?« Gazarra und ich waren zusammen aufgewachsen, und außerdem war er mit meiner Cousine Shirley verheiratet.

»Nein, ich habe ein paar Informationen für dich, aber das muß unter uns bleiben. Suchst du Kenny Mancuso immer noch?«

»Ja.«

»Der Tankwart, dem er ins Knie geschossen hat, ist heute morgen umgelegt worden.«

Ich sprang aus dem Bett. »Was ist passiert?«

»Es gab eine zweite Schießerei. Ich habe es von Schmidty gehört. Der hat den Notruf entgegengenommen. Ein Kunde hat Moogey Bues mit einem großen Loch im Kopf in der Tankstelle gefunden.«

»Mein Gott.«

»Ich dachte, das interessiert dich bestimmt. Es könnte ja eine Verbindung geben. Vielleicht hat es Mancuso nicht gereicht, ihm nur ins Knie zu ballern, und er hat ihm auch noch das Gehirn weggepustet.«

»Ich steh in deiner Schuld.«

»Wir könnten nächsten Freitag einen Babysitter gebrauchen.«

»So viel bin ich dir dann auch wieder nicht schuldig.«

Eddie knurrte und legte auf.

Ich duschte hastig, fönzte mir die Haare und steckte sie unter eine New-York-Rangers-Mütze, die ich falsch herum aufsetzte. Ich trug schwarze Levis und ein rotkariertes Flanellhemd über einem schwarzen T-Shirt. An den Füßen hatte ich schwarze Doc Martens, die mich vor dem Regen schützen sollten.

Da Rex nach einer anstrengenden Nacht im Laufrad in seiner Suppendose schlummerte, schlich ich mich auf Zehenspitzen an ihm vorbei. Ich schaltete den Anrufbeantworter ein, schnappte mir meine Handtasche sowie die schwarz-lila Gore-Tex-Jacke und brach auf.

Die Tankstelle lag nicht weit von meinem Haus entfernt in der Hamilton Street. Auf dem Weg kaufte ich mir einen großen Becher Kaffee und eine Tüte Schoko-Doughnuts. Wer mit der Luftverschmutzung in New Jersey leben muß, braucht sich wegen ungesunder Ernährung nun wirklich keine Sorgen zu machen.

Die Tankstelle wimmelte von Polizisten, ein Krankenwagen

stand auf dem Vorplatz. Aus dem Wolkenbruch war ein feiner Nieselregen geworden. Ich parkte einen halben Block entfernt, schob mich durch die Menge und hielt nach einem bekannten Gesicht Ausschau. Den Kaffee und die Tüte nahm ich mit.

Ich konnte nur eine einzige mir bekannte Person entdecken, und das war Joe Morelli. Ich drängelte mich zu ihm durch und hielt ihm die Doughnuts hin. Er nahm einen und biß gleich die Hälfte ab.

»Noch nicht gefrühstückt?« fragte ich.

»Nein, ich bin aus dem Bett geklingelt worden.«

»Ich dachte, du wärst jetzt bei der Vice-Squad.«

»Bin ich auch, Walt Becker ist für den Fall zuständig. Aber er weiß, daß ich Kenny suche und hat mir deshalb Bescheid gegeben.«

Schweigend aßen wir unsere Doughnuts.

»Also, was ist passiert?« fragte ich.

Ein Polizeifotograf machte Aufnahmen vom Tatort. Zwei Sanitäter standen herum und warteten darauf, die Leiche abtransportieren zu können.

Durch die getönte Fensterscheibe des Büros beobachtete Morelli das Geschehen. »Er ist vermutlich gegen halb sieben erschossen worden. Um die Zeit öffnete er gewöhnlich die Tankstelle. Offenbar hat ihn der Täter einfach über den Haufen geknallt. Er ist aus nächster Nähe dreimal ins Gesicht geschossen worden. Es scheint nichts zu fehlen, und auch die Kasse ist nicht angerührt worden. Bis jetzt haben wir noch keine Zeugen.«

»Ein gezielter Anschlag?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Werden hier Drogendeals oder illegale Wettgeschäfte abgewickelt?«

»Ich weiß jedenfalls nichts davon.«

»Möglicherweise waren es persönliche Gründe. Vielleicht hat er sich an einer verheirateten Frau vergriffen oder Schulden gehabt.«

»Schon möglich.«

»Es ist aber auch möglich, daß Kenny noch einmal zurückgekommen ist und ihn abgeknallt hat.«

Morelli verzog keine Miene. »Möglich wäre es.«

»Traust du Kenny so etwas zu?«

Er zuckte mit den Schultern. »Schwer zu sagen.«

»Hast du das Kennzeichen des Wagens von gestern abend schon überprüft?«

»Ja, er gehört meinem Vetter Leo.«

Ich zog die Augenbrauen hoch.

»Wir sind eine große Familie«, sagte er. »Da gibt es solche und solche.«

»Hast du vor, mit Leo zu reden?«

»Sobald ich hier fertig bin.«

Ich trank einen Schluck und sah, wie er neidisch auf meinen Becher schielte. »Wetten, du könntest jetzt auch einen Kaffee vertragen.«

»Für einen Kaffee würde ich momentan alles geben.«

»Du kriegst die Hälfte, wenn du mich zu Leo mitnimmst.«

»Abgemacht.«

Ich nahm einen letzten Schluck und gab ihm den Becher.

»Hast du noch mal bei Julia vorbeigeschaut?«

»Ich bin am Haus vorbeigefahren. Das Licht war aus. Kein Auto weit und breit. Wir können sie uns vornehmen, wenn wir bei Leo waren.«

Als der Polizeifotograf fertig war, gingen die Sanitäter ans Werk. Sie legten den Toten in einen Leichensack und hoben ihn auf eine Bahre. Als die Räder über die Türschwelle klapperten, lag mir der Doughnut mit einemmal wie ein Stein im Magen.

Obwohl ich das Opfer nicht gekannt hatte, ging mir sein Tod unter die Haut.

Zwei Beamte der Mordkommission waren am Tatort. Unter ihren Trenchcoats trugen sie Anzüge und Krawatten. Morelli war in einem dunkelblauen T-Shirt, Levis, einer Tweedjacke und Turnschuhen erschienen. Wie feiner Tau legte sich der Regen auf seine Haare.

»Du siehst nicht so aus wie deine Kollegen«, sagte ich. »Wo hast du deinen Anzug gelassen?«

»Hast du mich schon mal in einem Anzug gesehen? Darin sehe ich aus wie ein schmieriger Spielhöhlenbetreiber. Ich habe strikte Anweisung, nie einen Anzug zu tragen.« Er zog seine Autoschlüssel aus der Tasche und bedeutete einem seiner Kollegen, daß er gehen wollte. Der Beamte nickte zustimmend.

Morellis Dienstwagen war ein dreckverschmierter brauner Fairlane. Aus dem zerbeulten Kofferraum ragte eine Antenne, und auf der Hutablage stand eine Hulapuppe aus Plastik. Das Auto sah aus, als käme es nicht einmal im Schrittempo einen Berg hoch.

»Hast du es schon mal mit Waschen probiert?« fragte ich.

»Noch nie. Ich will gar nicht so genau wissen, was unter dem Dreck steckt.«

»Die Stadtväter möchten euch die Polizeiarbeit wohl so schwer wie möglich machen.«

»Wenn es zu einfach wäre, hätten wir ja überhaupt keinen Spaß mehr.«

Leo Morelli stammte aus demselben Viertel wie Joe und ich. Er wohnte noch bei seinen Eltern, war so alt wie Kenny und arbeitete wie sein Vater bei der Stadtverwaltung.

Vor dem Haus der Morellis stand ein Streifenwagen. Die ganze Familie redete aufgeregt auf einen uniformierten Beamten ein.

»Leos Auto ist gestohlen worden«, sagte Mrs. Morelli. »Es ist nicht zu fassen. Früher hätte es so etwas hier nicht gegeben.«

Solche Dinge passierten bei uns deshalb nicht, weil die Gegend einem Altersheim der Mafia glich. Als es in Trenton vor Jahren Krawalle gegeben hatte, wäre niemand auf die Idee gekommen, Polizeikräfte in unser Viertel zu schicken. Jeder alte Mafia-Veteran war auf den Dachboden geklettert und hatte seine Maschinenpistole ausgegraben.

»Wann hast du gemerkt, daß dein Auto weg war?« fragte Morelli.

»Heute morgen«, sagte Leo. »Als ich zur Arbeit fahren wollte, war es nicht mehr da.«

»Wann hast du es zum letzten Mal gesehen?«

»Gestern abend um sechs, als ich nach Hause gekommen bin.«

»Und wann hast du Kenny zuletzt gesehen?«

Alles guckte verdutzt.

»Kenny?« sagte Leos Mutter. »Was hat denn Kenny damit zu tun?«

Morelli wippte auf den Fersen. »Vielleicht brauchte Kenny ein Auto.«

Alles schwieg.

Morelli wiederholte die Frage. »Also, wann hast du zuletzt mit Kenny gesprochen?«

»Das darf doch nicht wahr sein«, mischte sich Leos Vater ein. »Sag bloß, du hast diesem verdammten Idioten dein Auto geliehen.«

»Er hat versprochen, er bringt es zurück«, sagte Leo.

»Du hast wirklich nur Stroh im Kopf«, schimpfte Leos Vater. »Nichts als Stroh.«

Wir erklärten Leo, daß er sich strafbar gemacht hatte. Und wie ernst ein Richter dieses Vergehen nehmen würde. Dann schärf-



Janet Evanovich

Zweimal ist einmal zuviel

Ein Stephanie-Plum-Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-42878-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 1999

Nichts beschwingt den Gang eines Mädchens mehr, als eine Pistole in ihrer Handtasche. Stephanie Plum ist wieder auf der Jagd nach den Gaunern der Großstadt. Zwei Fälle beschäftigen sie gerade: das Verschwinden des Angeklagten Kenny Mancuso und ein Fall von Sargdiebstahl. Gemeinsam mit Grandma Mazur - die alte Dame genießt Beerdigungen wie andere Leute Sahnnetorten - macht sie sich auf die Suche - quer durch die Hinterhöfe Trentons und Omas liebste Beerdigungsunternehmen...



[Der Titel im Katalog](#)